



Victoria

Copyright by Albert Langen,
München.

(3)

Die Geschichte einer Liebe von Knut Hamjun.

Noch am selben Abend ging er umher und besah sich alles, war bei der Mühle, beim Steinbruch und besuchte den Fischplatz, lauschte mit Behmut den vertrauten Vögeln, die in den Bäumen schon ihre Nester bauten und dann und wann zu dem riesigen Ameisenhaufen im Wald hinüberflogen. Die Ameisen waren fort, der Haufen ausgestorben. Er wühlte in dem Haufen, es war kein Leben mehr darin. Während er so herumging, bemerkte er, daß der Wald des Schlossherrn stark geholzt worden war.

„Stennst du dich hier wieder aus?“ fragte der Vater im Scherz. „Hast du deine alten Droffeln wieder getroffen?“

„Nicht alles ist so wie früher. Der Wald ist ausgeholzt.“

„Der gehört dem Schlossherrn,“ antwortete der Vater. „Es ist nicht unsere Sache, seine Bäume zu zählen. Ein jeder kann Geld brauchen, der Schlossherr braucht viel Geld.“

Tage kamen und gingen, milde, liebe Tage, merkwürdige Stunden der Einsamkeit, mit jarten Erinnerungen aus den Kinderjahren, ein Zurückgerufenwerden zu Himmel und Erde, zur Luft und zu den Bergen.

Er ging den Weg zum Schloß hinüber. Am Morgen war er von einer Wespe gestochen worden, und seine Oberlippe war geschwollen; wenn er jetzt jemand treffen würde, wollte er grüßen und sofort weitergehen. Er traf niemand. Im Schlossgarten sah er eine Dame, als er näher kam, grüßte er tief und ging vorbei. Es war die Schlossherrin. Er fühlte noch wie in alten Tagen das Herz klopfen, wenn er am Schloß vorbeiging. Die Achtung vor dem großen Haus, vor den vielen Fenstern, vor der strengen, feinen Persönlichkeit des Schlossherrn sah ihm noch im Blut.

Er nahm den Weg zur Landungsbrücke.

Da begegnete er plötzlich Ditlef und Victoria. Das war ihm unangenehm, sie konnten ja glauben, er sei ihnen nachgegangen. Außerdem hatte er eine geschwollene Oberlippe. Er verlangsamte seinen Schritt, ungewiß, ob er weitergehen sollte, aber er ging doch weiter. Schon von weitem grüßte er und behielt die Mütze in der Hand, wäh-

rend er vorbeiging. Stumm beantworteten die beiden seinen Gruß und schritten langsam vorüber. Victoria sah ihn ganz offen an; ihr Gesichtsausdruck veränderte sich ein wenig.

Johannes ging weiter, zum Kai hinterter; eine Unruhe hatte ihn ergriffen, sein Gang wurde nervös. Nein, wie groß Victoria geworden war! Vollkommen erwachsen, herrlicher als je zuvor. Ihre Augenbrauen liefen über der Nase beinahe zusammen, sie waren wie zwei feine samtene Linien. Die Augen waren dunkler geworden, sehr dunkelblau.

Als er nach Hause ging, schlug er einen Weg ein, der weit außerhalb des Schlossgartens durch den Wald führte. Niemand sollte von ihm sagen können, daß er den Schloßkindern nachsah. Er kam auf eine Anhöhe, suchte sich einen Stein und setzte sich. Die Vögel musizierten wild und leidenschaftlich, lodten, suchten einander, flogen mit Zweigen im Schnabel umher. Ein süßlicher Geruch von Erde, sprickendem Laub und verfaulenden Baumstämmen lag in der Luft.

Er war auf Victorias Weg geraten, sie kam ihm von der entgegengesetzten Seite gerade entgegen.

Ein hilfloser Zorn packte ihn, er wünschte sich weit, weit fort; diesmal mußte sie ja selbstverständlich anathen, daß er ihr nachgegangen sei. Sollte er nun wieder grüßen? Vielleicht konnte er nach einer anderen Seite sehen, und dann hatte er auch noch diesen Wespenstich.

Aber als sie nahe genug herangekommen war, erhob er sich und zog die Mütze. Sie lächelte und nickte.

„Guten Abend. Willkommen daheim,“ sagte sie.

Wieder schienen ihre Lippen ein wenig zu bebren; aber rasch gewann sie ihre Ruhe wieder zurück.

Er sagte:

„Das sieht nun ein wenig sonderbar aus, aber ich wußte nicht, daß ich dich hier treffen würde.“

„Nein, das wußten Sie nicht,“ antwortete sie. „Es war ein Einfall von mir, es kam mir so der Gedanke, hierher zu gehen.“
„A! er hatte du gefagt.“

„Wie lange bleiben Sie nun zu Hause?“ fragte sie.

„Bis zum Ende der Ferien.“

Nur mit Mühe konnte er ihr antworten, sie war plötzlich so weit fort. Weshalb hatte sie ihn dann angesprochen?

„Ditlef sagt, Sie seien so tüchtig, Johannes. Sie machten so gute Prüfungen. Und dann sagt er, daß Sie Gedichte schreiben; ist das wahr?“

Er antwortete kurz und wand sich dabei:

„Ja, selbstverständlich. Das tun alle.“

Nun würde sie wohl bald gehen, denn sie sagte nichts mehr.

„Hat man so etwas schon gesehen, mich hat heute eine Wespe gestochen,“ sagte er und zeigte ihr seinen Mund. „Deshalb sehe ich ja aus.“

„Sie sind eben zu lange fort gewesen, die Wespen hier kennen Sie nicht mehr.“

Es war ihr gleichgültig, ob er von einer Wespe einsticht worden war oder nicht. Ja, wohl. Da stand sie und drehte auf ihrer Schulter einen roten Sonnenschirm mit goldenem Knopf am Stod, und nichts ging ihr nahe. Er hatte doch mehr als einmal das gnädige Fräulein auf seinen Armen getragen.

„Ich kenne die Wespen auch nicht wieder,“ antwortete er; „früher sind sie meine Freundinnen gewesen.“

Sie aber verstand den tiefen Sinn dieser Worte nicht, sie antwortete nicht. Oh, und es lag ein so tiefer Sinn darin.

„Ich kenne nichts mehr wieder. Sogar der Wald ist ausgeholzt.“

Ein leises Zucken lief über ihr Gesicht.

„Dann können Sie hier vielleicht nicht dichten,“ sagte sie. „Stellen Sie sich vor, wenn Sie einmal ein Gedicht an mich machen würden! Nein, was sage ich das! Da können Sie hören, wie wenig ich davon verstehe.“

Er sah zur Erde, erregt und stumm. Sie machte sich in freundlicher Weise über ihn lustig, sprach überlegen und beobachtete, welche Wirkung das hatte. Verzweiflung er hatte seine Zeit nicht nur mit Schreiben verendet, er hatte mehr gelernt, als die meisten . . .

„Ja, ja, wir treffen uns wohl noch. Leben Sie wohl eintrüben.“

Er zog die Mütze und ging, ohne etwas zu antworten.

Wenn sie wüßte, daß er die Gedächtnisse alle miteinander, sogar das an die Nacht, sogar das an den Moorsteig, an sie und an keine andere gerichtet hätte! Das sollte sie niemals erfahren.

Am Sonntag kam Ditlef und wollte ihn mit hinüber zur Insel haben. Ich soll wieder Ruderknecht machen, dachte er. Er kam mit. An der Landungsbrücke waren einige sonntagsmüde Menschen, sonst war alles so ruhig, und die Sonne schien warm vom Himmel herab. Plötzlich erklangen Töne weit draußen, sie kamen über das Wasser, von den Inseln; in großem Bogen schwang das Postschiff herein bis an die Brücke, es hatte Musik an Bord.

Johannes machte das Boot los und setzte sich an die Ruder. Er war in einer weichen und wogenden Stimmung, dieser helle Tag und die Musik auf dem Schiff weichen einen Schleier aus Blumen und goldenen Aehren vor seine Augen.

Warum kam Ditlef nicht? Er stand an Land und sah die Menschen und das Schiff

an, als habe er nichts anderes mehr vor. Johannes dachte: länger stehe ich nicht mehr an den Rudern, ich gebe an Land. Er schickte sich an, das Boot zu wenden.

Da sieht er plötzlich einen weißen Schimmer vor den Augen und hört ein Klatschen auf dem Wasser; ein verzweifelter, vielstimmiger Schrei erhob sich vom Schiff und von den Leuten an Land, und eine Menge Hände und Augen deuteten nach der Stelle, wo das Weiße verschwunden war. Die Musik brach sofort ab.

In einem Augenblick war Johannes zur Stelle. Er handelte vollständig instinktmäßig, ohne Ueberlegung, ohne Voratz. Er hörte nicht, daß die Mutter oben auf dem Schiff schrie: „Mein Kind, mein Kind!“ und er sah auch keine Menschen mehr. Ohne weiteres sprang er aus dem Boot und tauchte unter.

Einen Augenblick lang war er verschwunden, eine Minute lang; man sah, wie an der Stelle, wo er hineingesprungen war, das Wasser lockte, und man begriff, daß er arbeitete. Auf dem Schiff dauerte der Jammer an.

Da tauchte er wieder auf, ein wenig weiter draußen, mehrere Klaster von der

Unglücksstelle entfernt. Man schrie ihm zu und deutete wie rasend: „Mein, hier war es, hier war es!“

Und er tauchte wieder.

Von neuem eine qualvolle Spanne Zeit, ununterbrochenes Wehklagen einer Frau und eines Mannes auf Deck, die die Hände rangen. Ein anderer Mann sprang vom Schiff hinab, der Steuermann, der Jade und Stiefel abgeworfen hatte. Sorgfältig suchte er die Stelle ab, wo das Mädchen untergegangen war, und alle setzten ihre Hoffnung auf ihn.

Da sah man wieder Johannes' Kopf über der Wasserfläche, noch weiter draußen als zuvor, viele Klaster weiter draußen. Er hatte seine Mütze verloren, sein Kopf glänzte wie der eines Seehundes in der Sonne. Man erkannte, daß er mit etwas kämpfte, er schwamm mühsam, seine eine Hand war nicht frei. Einen Augenblick später hielt er etwas mit dem Mund, mit den Zähnen fest, ein mächtiges Bündel; es war die Verunglückte. Erstaunte Schreie drangen vom Schiff und vom Land bis zu ihm hinaus, selbst der Steuermann mußte die neuen Rufe gehört haben, er stieg den Kopf herauf und sah sich um.

(Fortsetzung folgt.)

Schneetreiben.

Von Robert Kurt.

In tausend Stuben
Tauschen Kinder:
Es schnell, es schnell!
Bieltausend Herzen
Grünen fröhlich
Des Winters neue
Glitzerherrlichkeit.
Und — Millionen
Arme Menschen
Fühlen plötzlich
Und riesengroß
Ein neues Leid!

Der Schnee verschüttet
Ihre Arbeitsstätte,
Und fesselt damit
Tausend Hände
Mit einer Kette,
Die am Ende
Zur Rot des Herzens
Noch den Hunger bringt!
Das ist das Leid,
Wie es der Winter
Bielauflend
Armen Leuten singt!

Im Ural brennt ein Dorf.

Von Feinj Liepmann.

Vom Ural herunter leucht ein eifriger Wind.
Kühle Keste greifen in die nüchternen Sphäre.
Gestorbenes Land, gebüht mit Blut und dennoch unfruchtbar.
Braune Gräser hier und da wehen im wogenden Wind.
Einsame Fläche, wo der Horizont sich nach allen Seiten schwarz und finster über die gleiche Steppe neigt.

Alles ist leer, und da — plötzlich — teilt sich der Horizont und macht Platz für einen, der da kommt, für einen Zweiten, für zehn, und dann quillt es über die Grenze von Himmel und Erde in die Steppe: Zwanzig, fünfzig, Hundert.

Das sind Menschen, Menschen wie ich und wie du. Sie aber wanken, kriechen mit müden, stumpfen Gesichtern vorwärts, oortwärts.

Und Fjedor Jwitsch geht mitten zwischen den anderen.

Die Schritte laufen unbewußt in müdem Takt. Im endlosen Schreiten, im Ebenklang der gleichen, dumpfen Bewegung verfinstert vor den Wandernden die braune weite Steppe. Und sie träumen:

Da ist ein Dorf in den Bergen. Kleine gelbe Häuser mit Dächern aus Stroh. Im Schlamm der Straße lärmen die Schweine und Hegen um die Betten mit Väterchen Jnloff, der heute wie immer betrunken ist. Aus der offenen Tür der Sakristei hört man den Popen murmeln. Und da gehen zwei, und da geht einer, und die wunderhübsche Nonja Popoff besucht ihre Väterchen Labislaw, und alles ist so gemächlich und dreckig und schön — eben wie immer.

Und da, eines Tages — heilige Mutter von Kichinew, was ist das? Da kommen Fremde, Reiter, Kosaken, so viele, so viele! Und die schreien: Wodka, und die schreien: Weiber, und reiten über den alten Jntoff im Straßenort Hmweg. Was ist das! Was ist das! Sie setzen sich in die Schenke, trinken all den guten Wodka und den Krach und den Schnaps. Da kommt Väterchen Jwanoff, der Wirt: „Väterchen,“ sagt er zu dem Anführer der Kosaken, „Väterchen, der Wodka kostet soviel und der Krach soviel.“ Da hat der Anführer gelacht. „Hängt ihn an den Beinen auf!“ hat er geschrien, und da haben ihn die Teufel wirklich an der eigenen Tür aufgehängt. Er hat die ganze Nacht geschrien — heilige Mutter von Kichinew — aber es hat sich keiner gerant, aus seinem Haus herauszukommen und den Armen zu erlösen, denn die Kosaken liefen durch das Dorf.

Da ist Väterchen Popoff, der Dorfschulze, ich werde sechs Messen für ihn lesen lassen, zu dem Anführer in die Schenke gegangen und hat ihn furchtlos gefragt, was er hier wolle, wie er hieße, und hat ihm mit der Polizei gedroht. Und da lachte der Anführer, sagte, daß er Fjedor Jwitsch heiße und er wolle, daß das ganze Dorf der Teufel hole und Polizei gäbe es für ihn nicht mehr und in Petersburg sei Revolution.

Und am nächsten Tage sind sie dann in die Häuser eingefallen und wer sich ihnen entgegensetzte, den haben sie ertrügt und erschossen; die Mädchen haben sie mit sich geschleppt und

dann haben sie die Schenke angezündet, und das Feuer griff auf die anderen Dächer über, daß das ganze Dorf bald einem Meer von Feuer glück.

Auf einmal stürmt Väterchen Popoff wie besessen auf Fjedor Jwitsch zu, greift ihn am Arm und schreit: „In meinem Haus, meine Tochter, rette sie! Rette sie! Das schönste Mädchen im Ural, rette das Tausend, Väterchen!“ Er umklammert die Knie des Räubers.

Der stößt ihn beiseite, daß Väterchen Popoff wie ein Fasel die Straße herunterrollt und dann springt er in das brennende Haus, nach Nonja Popoff.

Das Haus kracht, Balken stürzen in sich zusammen, daß die Funken in die Luft besten, es vergehen Minuten, die gleich Jahren zählen — es kracht der letzte Balken, da — der Räuber Fjedor Jwitsch kommt — das Haus bricht zusammen, er trägt sie auf den Armen, und er sieht nur sie, lächelt; er lächelt sie an, er, der Räuber, wie ein großes Kind.

Ja, und dann haben sie alle um die ausgebrannten Häuser gestanden, und die Kosaken wurden allmählich nüchtern und fleinsaut und einer nach dem anderen ist gegangen und hat sich aufs Pferd gesetzt und ist fortgeritten, so, wer weiß wohin, irgendwohin.

Nur Fjedor Jwitsch ist geblieben. Wir haben ihn nicht getroffen, denn er hat Tag und Nacht am Krankenlager von der schönen Nonja gefressen und hat kein Auge von ihr gelassen. Dann haben wir beschloffen, westwärts zu wandern, durch die große weite Steppe von Kichinew bis in eine andere und fruchtbarere Gegend, und wir sind ausgebrochen. Am dritten Tage unserer Reise, da hat der Räuber uns allen weinend die Füße geküßt und wir haben ihm erlaubt, mit uns zu wandern, da er die schöne Nonja Popoff heiraten wollte.

Gewandert, gewandert, gewandert.

Laufen wir fünf Tage oder fünfzig? Ich weiß es nicht, heilige Mutter, von Kichinew, hilf, hilf, hilf! . . . ich weiß nichts mehr.

Das ist die Geschichte des Dorfes Michailow im mittleren Ural. Einer nach dem anderen

ist liegen geblieben in der weissen braunen Steppe und viel später hat man ihre toten Beiber gefunden. Nur den Leib Fiedor Zwitsch und Fionas hat man niemals entdeckt. Die heilige Jungfrau sei ihm gnädig!
 Und die Girten bei der Stadt Nishino, die singen, wenn sie nachts um die großen,

schwebenden Fener herumliegen, die Geschichte nach einer alten, leisen, monotonen Melodie, und wenn sie fertig sind mit der Geschichte, dann schweigen sie, bilden scheinbar um sich in die schwarze Nacht, räuspern sich, und dann flüstert wohl manchmal einer dem andern zu: die hat der Teufel geholt!

Kamorra.

Eine echt italienische Diebsgeschichte von M. Brill.

Es ist ein seltsames Volk in diesem Land, in dem die Polizisten und die Gauner Brüder — und Kinder sind. Man muß sie kennen und wissen, daß selbst ihre Verbrechen Graue haben und daß sie glücklich sind, wenn man sie nicht ernst nimmt.

Im Hotel „Italia“, dem einzigen Gasthof in dem kleiner süditalienischen Dorf, war Großbetrieb. Nello, der hübsche, junge Barbier, musizierte heute zum letzten Male. Im nächsten Winter wird vielleicht Nello, der Gentleman im weissen Barbierfittel, wieder einen kleinen Baden auf dem Dorfe haben und den extrawaganten jungen Ausländerinnen, die hier weilen, die Bubentöpfe frisieren, aber jetzt in der Saison spielt er — im fashionalsten Hotel von Sorrent — in der „Tarantella“ die Mandoline. Ein richtiger italienischer Barbier muß alles können.

Die Mandolinen klangen zusammen. Ein paar junge ortsfremde Italiener sangen alte neapolitanische Lieder, alles sang mit: „Santa Lucia Lontana“ — und die einheimischen Fischer, Anhänger der Kamorra, saßen friedlich neben dem Brigadiere, dem obersten Hüter der „öffentlichen Sicherheit“.

Auf dem Höhepunkt der Stimmung erschien Don Michele, der ungekrönte König von P., Don Michele der Kamorristenhauptling, Anführer der Fischersflottille, — er, der alles wußte und in alle Hände verwickelt war, der mit unfehlbarer Sicherheit alles „Verlorene“ zurückbrachte: Bademäntel, Laternen und Kameras kamen auf sein Geheiß wieder zum Vorschein, wenn sie ein loser Vogel entwendet hatte. Don Michele hielt streng auf Ordnung, besonders wenn ein anderer stahl — jetzt bestellte er ein Abendbrot und einen Wein, — er formte sich eine Zeitlang in seinem Klub — und dann mischte auch er sich unter die berauschte Menge und taugte mit einer blonden Deutschen (blond muß sie sein!) die Tarantella. Und dann begann die Sache:

Der Wein floss in Strömen, die Stimmung wurde wilder. Endlich zog die ganze Gesellschaft über unzählige Fessentreppen als Gäste in mein hochgelegenes Haus. Nello bot mir seinen Arm. Der rote Landwein wirkte schwer und ermüdend — ich weiß nur noch, daß ich mich bald zurückzog.

Am nächsten Morgen aber, als ich mir — nach dem Frühstück — meine Zigarette anzünden will, fehlt die Zigarettenschachtel — und gleich darauf verurteile ich auch meine Barschaft. Fatal! Schnell entschlossen steige ich hinunter ins Dorf; ich muß auf dem schnellsten Wege. Don Michele auffinden, er wird Rat wissen. Vor der Tür seines Ladens steht Nello. Er zieht mich mit langsam bedrückter Miene beiseite. „Signora — ist Ihnen in Ihrem Hause heute früh nichts aufgefallen?“ — „Gewiß“, antwortete ich zurückhaltend. „Haben Sie etwas vermisst?“ — „Ja“, sage ich, „meine ganze Barschaft!“ — „Ich habe einen Verdacht“, erklärt Nello, rätselhaft genug. „Ich werde mit dem Brigadiere sprechen und Ihnen in einer halben Stunde

Beiseite geben.“ — Ich sah, wie er sich zur Beratung mit dem Polizeigewaltigen zurückzog, dessen Gesicht länger und länger wurde.

Eine halbe Stunde später sank Nello, oben in meinem Haus, mit Leidenbittermiene in einen Stuhl. „Don Michele hat das Geld“ berichtete er. „Ich sah in der Nacht, wie er die Hand zuerst in Ihre Börse und dann in seine Tasche verfenkte. Ich habe ihn gleich gestellt — und den Brigadiere aufmerksam gemacht — aber er sagte, er habe nur eine Zigarette genommen —, und jetzt leugnet er alles. Ich habe heute früh meinen Kranz nach Sorrent verladen und bin nur hier geblieben, um diese Sache zu regeln. Ich stehe zu Ihrer Verfügung, und ich reise nicht eher ab, bis das Geld zurückgegeben ist. Ich will nicht, daß ein Verdacht an mir hängen bleibt.“

Die Situation konnte — diplomatisch gesehen — gar nicht verwickelter sein. Das Dorf, die Polizei und die Kamorra waren beteiligt: ein Diebstahl, in einem gastlichen Haus, unter den Augen des Polizeichefs! Kein Polizist würde, das wußte ich, dem Kamorristenhauptling ein Haar krümmen — und gab Michele das Geld nicht gutwillig heraus, so floß der Brigadiere. Darauf baute ich meinen Plan.

Ich erklärte Nello, daß ich weder gegen ihn, noch gegen Don Michele auch nur eine Sekunde lang einen Verdacht hege, und daß ich auch jetzt noch dem Don Michele höchstens einen Scherz zutraue. Nellos Gesicht leuchtete auf. „Sagen Sie das — unter vier Augen — dem Don Michele —, er wird sich keinem anderen als Ihnen stellen.“

Am Nachmittage machte ich mich auf den Weg, den schweren Gang zu Don Michele. Als ich an der Polizeistube vorbeisank, öffnete sich die Tür. Nellos weiße Mütze erschien — und hinter ihm der Brigadiere — und das Apachengesicht des Don Michele. Ich verstand — und verschwand hinter der Tür. Don Michele streckte mir die Hand entgegen — ich schüttelte sie herzlich und augenzwinkernd. Der Polizeichef markierte Würde. „Wir sehen den Dieb, und wir werden ihn nicht entweichen lassen. Bis zum Abend haben Sie Ihr Gut zurück.“ — „Ich wußte es“, sagte ich. „Ich habe immer gewußt, daß in diesem Orte niemand stiehlt. Ich habe nie an einen Diebstahl geglaubt — höchstens an einen Scherz —, Sie wissen, Don Michele — die Bademäntel?“ Michele lächelte, wissend und beglückt. „Aber diesmal bin ich es nicht gewesen.“

Eine Stunde später hatte ich mein Geld. Es stimmte genau. Ich blieb dabei, daß alles ein Scherz gewesen sei und mein Geheimnis bleiben würde.

Seitdem bin ich bei der Kamorra Respektsperson ersten Grades. Don Michele selbst liefert mir die Fische, Hummern und Krabben — frisch aus dem Meere — fürbeweise ins Haus. Ich weiß genau: er wird mir nichts geschehen lassen. Und selbst die Gassenjungen fühlen sich seitdem bewegt, mir des öfteren Ständchen zu bringen. Italien!

Ein neuer Erdteil?

Ueber den Sensationsmeldungen des letzten Sommers aus dem Golf von Biscaya und anderen Phantastereien über „Atlantis“ ist das Interesse für eine geophysikalische Erscheinung vernachlässigt worden, die schon seit Jahren die amerikanischen Geologen und Tiefseeforscher aufs ängstlichste in Spannung hält. Seit Jahren werden im Gebiete der Hawaii-Inseln und ihrer näheren Umgebung systematische Meerestiefenmessungen vorgenommen, bei denen sich herausstellte, daß die gemessenen Tiefen unerwartlichen Veränderungen unterliegen. Die Berichte der Vermessungskommission sprechen für sich selbst. Es handelt sich bei den im folgenden aufgeführten Zahlen ausschließlich um die Inselgruppe des hawaiischen Archipels und zwar von der Insel Hawaii bis Midway-Insel. Es wurden gemessen zwischen der Kauai-Insel und der Nihoa-Insel 2429 Faden Tiefe, bei der Kontrollmessung 2357 Faden, bei der jüngsten Messung dagegen nur noch 21. Zwischen Nihoa und Midway-Insel lauten die entsprechenden Zahlen 941, 550 und 20 Faden, zwischen Midway-Insel und den französischen Fregatten-Sandbänken 1950, 1075 und 57 Faden.

Insgesamt erstrecken sich die neu aufgetretenen Untiefen und Sandbänke vom 160. Grad westlicher Länge bis zum 178. Grad westlicher Länge und vom 22. bis 28. Grad nördlicher Breite. Die seismographischen Beobachtungen und Messungen haben ergeben, daß es sich hierbei nicht um lokale oder vereinzelte Erhebungen, sondern um ein zusammenhängendes Ganzes handelt. Die Bildung dieses neuen Kontinents ist bereits seit Jahrzehnten im Gange. Seit 1883, dem Jahre der Krakatau-Katastrophen in der Sundastrafe, hat die Schnelligkeit des Wachstums dieser geographischen Neubildung erheblich zugenommen. Man glaubt auch, daß die Erdbeben von San Franzisko im Jahre 1903 und von Japan 1923 in ursächlichem Zusammenhang mit den angedeuteten Veränderungen stehen.

Die Tatsache, daß diese außerordentlich wichtigen Zusammenhänge und Entwicklungen erst jetzt in vollem Umfange bekannt werden, ist darauf zurückzuführen, daß es erst in den letzten Jahren gelungen ist, seismographische Apparate zu bauen, die nicht nur aktuelle Katastrophen, sondern auch die stetigen und gleichmäßigen Bewegungen der Erdkruste aufzeichnen. Eine außerordentlich interessante Situation würde sich aus dem effektiven Auftauchen dieses neuen Gebietes ergeben, womit nach Ueberzeugung der amerikanischen Geologen schon im Laufe dieses Jahrhunderts zu rechnen ist. Damit würde ein neues politisches Streitobjekt im Pazifik geschaffen werden, ungefähr von zwei Drittel der Größe Javas mit Siedlungsmöglichkeiten für mehr als zwanzig Millionen Menschen.

Vom Lesen mit Kindern.

Von Rosa Oppenheim, Breslau.

„Ein Buch, das nicht wert ist, zweimal gelesen zu werden, ist nicht wert, ein Mal gelesen zu werden“, ist ein Grundsatz, den wir wohl ohne Einschränkung für Erwachsene gelten lassen. Wieviel größer aber noch ist seine Bedeutung für Kinder! Ob ein ausgereifter Mensch ein gutes oder schlechtes Buch liest, ist für seine Gesichts- und geistige Bildung und für sein Denken und Tun — im allgemeinen wenigstens — ohne Einfluß, weil die Zeit der Bildung seiner Urteile und Lebensansichten schon vorüber ist. Anders aber ist es bei werdenden Menschen. Wir alle kennen Bücher von so packendem Art,

daß wir ihren Inhalt unser Leben lang nicht vergessen können. Wieviel Begeisterung und Anregung zu edlen Taten ist schon aus guten Büchern geschöpft worden, wieviel Unheil haben aber auch schon schlechte Schriften herbeigeführt! In der Kindeszeit schlummern viele Seelen, doch nur die wertvollen gilt es zu wecken.

Damit erwacht den Eltern eine schwere Aufgabe: richtige Auswahl und Ueberwachung der Lektüre ihrer Kinder. Gewissenhafte Eltern und Erzieher pflegen den Kindern kein Buch in die Hand zu geben, das sie nicht selbst kennen. Daneben sollte aber noch ein anderes Mittel angewandt werden: mit den Kindern zu lesen. Dem Märchenzögling im Kinderzimmer findet sich leicht und bequem ein Uebergang zum Vorlesen erst kürzerer, dann längerer Geschichten und schließlich ganzer Bücher. Kindern macht, auch wenn sie schon fließend lesen können, das Zuhören großes Vergnügen, und der Vorleser hat es nun in seiner Hand, durch geschickte Auswahl bezüglichen Lesestoffes die Gedanken- und Gemütswelt des Kindes zu befeuchten — und gründlich kennen zu lernen. An das gemeinsame Lesen knüpfen sich von selbst Gespräche über den Inhalt der Bücher, und die Eltern lernen dabei viele Gedanken ihrer Kinder kennen, die ihnen sonst verborgen blieben. Zudem kann man Schriften belehrenden Inhalts, wie Geschichtswerte, Reisebeschreibungen und Lebensbilder bedeutender Menschen, auch schon Kindern jüngeren Alters vorlesen, zu ihrer Zeit, in der sie allein derartige Bücher noch nicht lesen würden. Auf diese Weise kann frühzeitig der Geschmack an ernster, gehaltvoller Lektüre geweckt werden — der dann später das beste Bollwerk gegen das Gefallen an schlechten, oberflächlichen Büchern bildet.

Alle Schnurren und Schwänke

Was waren denn das für zwei?
Am Dierstagnat war eine Frau auf dem Wege zur Kirche. Da begegneten ihr zwei Messger und fragten, ob sie Kälber zu verkaufen hätte. Zufällig traf sich's, daß sie ein Kalb verkaufen wollte. Sie lehnte daher um und ging mit den beiden nach Hause, und sie wurden handelseinig. Aber die Predigt wollte sie nicht verkünnen, wenn's auch schon spät geworden war. Sie besaß sich, soviel sie konnte, um noch rechtzeitig zu kommen. Doch als sie zur Kirchentür eintat, war der Pfarrer schon mitten im Reden. Die Osterpredigt handelte von den zwei Jüngern, die mit dem Herrn Christus nach Emmaus gingen; und gerade, als die Frau hereinkam, rief der Pfarrer: „Was waren denn das für zwei, die da mitgingen?“ Da meinte die Frau, es gelte ihr, und sie antwortete: „De das waren zwei Messger, die kauften mir ein Kalb ab.“

Gedanken-Splinter.

Libtische Sprichwörter.
Ein Narr rühmt sich seiner vortrefflichen Eigenschaften, der Weise ist verschlossen. Ein Strohhalm schwimmt auf dem Wasser, während ein Kleiner unter sinkt.
Wer eine schlechte Erziehung gehabt hat, ist stolz von Charakter; aber der Weise schämt sich. Kleine Bäche fließen laut dahin, während der Ozean selten lärmt.
Es ist töricht, einen Feind ohne reifliche Ueberlegung anzugreifen. Ist die Mücke tapfer, weil sie gegen das Lampenlicht kämpft?
Solange du reich bist, wollen dich alle zum Freund haben; wenn du aber arm bist, ist jedermann dein Feind. In einer Insel voller

Schätze kommen alle Menschen von nah und fern, ein ausgetrockneter See wird von allen gemieden.

Ein Uebel, das der Weise zu seinem Vorteil wenden kann, edrückt den Unbedeutenden. Des Kindes Stärke facht den Waldbrand an, aber eine kleine Lampe erlischt.

Mancher schwagt und meint, daß er dadurch sein Ziel erreicht. Andre verfolgen schweigend ihren Weg. Ein alter Hund bellt seine Feinde an, die Katze schläft sich still an ihre Beute.

Wer gute Taten tut, auf den strömen des Reichthums Gaben, auch wenn er darauf nicht achtet. Wen befriedigen Reichthümer, die nicht von guten Taten stammen?

Allerlei.

Schlangenfressende Schlangen. Es dürfte wenig bekannt sein, daß Schlangen ihre eigenen Artgenossen verschlingen, noch wunderlicher ist es aber, daß eine ungiftige Schlange ihre Nahrung vorzugsweise unter den Giftschlangen sucht. Es ist dies die in Südamerika häufig vorkommende Muffurana, welche gegen das Gift ihrer Artgenossen immun ist. Der Schweizer Forscher Dr. Heinrich Hintermann, der vor kurzem von einer Expedition in die brasilianischen Urwälder zurückkehrte, schreibt darüber in seinem Werke, das demnächst unter dem Titel „Unter Indianern und Riesenschlangen“ im Verlag Grethlein u. Co. in Zürich und Leipzig erscheint: „Es entsteht ein heftiger Kampf um Leben und Tod, aus dem die Schlangenfresserin stets als Siegerin hervorgeht, da sie vom Gift der bissenigen Partnerin keinen Schaden nimmt. Der Sieg endet damit, daß die Muffurana ihre Gegnerin beim Kopfe ergreifend anfängt, sie an einem Stück zu verschlingen. Diese anstrengende Arbeit dauert stundenlang, besonders wenn ihr Opfer die gleiche Größe hat wie sie selbst.“ Die Muffurana wird von der brasilianischen Regierung geschützt, da sie als der mächtigste Faktor bei der Bekämpfung der Giftschlangenplage gilt.

Künstliche Kristallzüchtung. Der Kalkspat, der ein Hauptbestandteil fast aller Apparate der optischen Analyse, die polarisiertes Licht verwenden, ist und auch für die neuen Fernsehapparate gebraucht wird, findet sich nur in einer kleinen Fundgrube auf Island, die vollkommen erschöpft ist. Der steigende Bedarf der optischen Industrie konnte also nicht mehr befriedigt werden, wenn es nicht Professor Stoerber gelungen wäre, doppelbrechende Kristalle künstlich zu züchten. Wie in Reclams Untersuchungen mitgeteilt wird, erfolgt die Züchtung von fünf Milligramm schweren Salpeterkristallen in geschmolzenem Salpeter, in dem ein vertikales Temperaturgefälle anrechterhalten wird, und diese Kristalle übertreffen den Kalkspat an Doppelbrechung und leichter Verarbeitbarkeit.

Eine Venus von 45.000 Jahren. Bei den vorgeschichtlichen Ausgrabungen zu Unter-Bisernitz in Mähren, die in diesem Herbst stattfanden und bei denen zahlreiche wichtige urgeschichtliche Funde, darunter die Skelette von fünf Mammuten zutage traten, sind auch einige weibliche Statuetten gefunden worden, etwa fünf Zoll hoch, die aus gebranntem Ton geformt wurden. Die Skulpturen, die jetzt im Brünner Museum aufgestellt sind, sind die ältesten bekannten Darstellungen dieser Art und in diesem Material und vielleicht die ältesten Skulpturen der Welt überhaupt. Ähnliche Statuetten, die in Frankreich gefunden wurden, bestehen aus Mammut-Eisenzahn oder Speckstein.

Betteres.

Gut gerächt. Professor L., der Ordinarius für Chemie in einer kleinen französischen Universitäts, ist wegen seines mürrischen Wesens bei den Studenten wenig beliebt und muß daher im Kolleg häufig Störungen durch Trampeln und Scharren über sich ergehen lassen. Reulth behandelte er die Ausscheidung des Silbers aus dem Roherz in Megko und sagte dabei folgendes: „Das Gestein wird erst vollständig zermahlen und dann als feines Pulver mit Wasser vermenget. Diese schlammige Masse wird dann mit Salz vermischt und zwar geschieht das durch Stampfen.“ Wütendes Getrampel im ganzen Hörsaal. Der Professor wartet, bis sich der Arm gelegt hat, und fährt dann ruhig fort: „Dieses Stampfen wird von Manselein ausgeführt.“

Er kennt sich aus. Ein neunjähriger Knabe wurde von seinen Eltern zu einer Hochzeitsfeier mitgenommen. Jemand fragte ihn scherzend, ob er, wenn er groß sei, auch Hochzeit halten werde. „Ich heirate nie,“ erklärte der Kleine. — „Warum denn nicht?“ — „Weil ich schon zu lange mit verheirateten Leuten gelebt habe.“

Stiff. Zwei Studenten, die am Abend vorher wader gezecht hatten, trafen sich am nächsten Tage, und der eine sagt zum anderen: „Wie bist du nach Hause gekommen?“ — „Ach, ausgeglichen,“ erwidert dieser. „Nur, als ich die Treppe hinaufgah, trat mir jemand auf die Hände.“

Rätsel-Ged.

a	a	a	a	a
e	e	i	i	i
m	m	m	n	o
o	r	r	r	r
s	s	u	u	x

Magisches Quadrat.
Centrecht und was es ist:
1. Religion,
2. Gemischte Verbinduna.
3. Stadt in Ägypten.
4. Wäzner Geschmad.
5. Stadt in Sibirien.

Silberrätsel.
aff, bah, bal, bot, cha, chod, dar, de, di, dro, e, e, e, elf, fel, ga, gar, ge, gra, grund, i, im, la, lat, le, ma, mann, mar, me, mer, na, na, ne, ni, ni, no, nua, o, on, os, ot, phier, pos, re, rih, ri, rih, rif, ro, rosa, sa, se, se, se, ta, te, te, ter, tho, ti, toh, tri, u, um, un, ve, wun, ze, zi, zi. — Aus den vorstehenden Silben sind 27 Wörter zu bilden, welche folgende Bedeutung haben: 1. Geldengebiet; 2. Familienmitglied; 3. Teil des Rades; 4. Befehl; 5. italienischer Waler; 6. Wäzige Weisplanze; 7. deutscher Waler; 8. Stadt in Wäzmen; 9. Vereingung; 10. Reittier; 11. männlicher Vorname; 12. neuzeltliche technische Erzeugungsfakt; 13. großes Sängelle; 14. berühmter Dichter und Theaterdirektor; 15. chemisches Element; 16. Roman von Dostojewski; 17. Vereingung; 18. japanische Stadt; 19. berühmter Schauspieler; 20. Verkehrsmittel; 21. Gemütsplanze; 22. Figur des Wellenstein; 23. Urzustand; 24. Erbauer eines bekannten Turmes; 25. Straußentzerriger; 26. Teil einer Oper; 27. Türkscher Kalk. Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Worte geben abwechselnd gelesen, ein Bittat aus Faust.

Ausfungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:
Seltames Tier: Ameise — Welse.